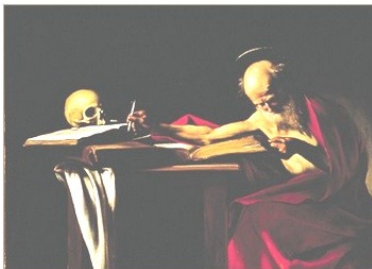


ARS MORIENDI

Im Spätmittelalter entstand, unter dem Eindruck von verheerenden Pestepidemien und von verunsichernden gesellschaftlichen Veränderungen, eine Gattung von Erbauungsbüchern (z.B. von Johannes Gerson, +1429), welche bewusst mit dem Tode konfrontieren, die Sorge um das ewige Heil jenseits des Todes in den Mittelpunkt rücken und zu einem in diesem Sinne heilsamen Sterben verhelfen wollte. Zur spätmittelalterlichen „Ars moriendi“ gehörte wesentlich die Verachtung der Welt, die Abwertung alles Leiblichen, die dualistische Aufteilung zwischen der diesseitigen Schein-Welt und dem vermeintlich einzig bedeutsamen Jenseits. Die zwischenmenschlichen Beziehungen standen in Konkurrenz zur rechten Bereitung auf den Tod. Deshalb wurde auch empfohlen, in der Todesstunde Freunde und Angehörige vom Sterbenden fernzuhalten: Sie könnten ihn nur ablenken von dem Eigentlichen.

Memento mori

Bilder und Dichtung bringen den Memento-mori-Gedanken („Gedenke des Todes“) ab der Cluniazensischen Reform des ausgehenden 11. und des 12. Jahr-



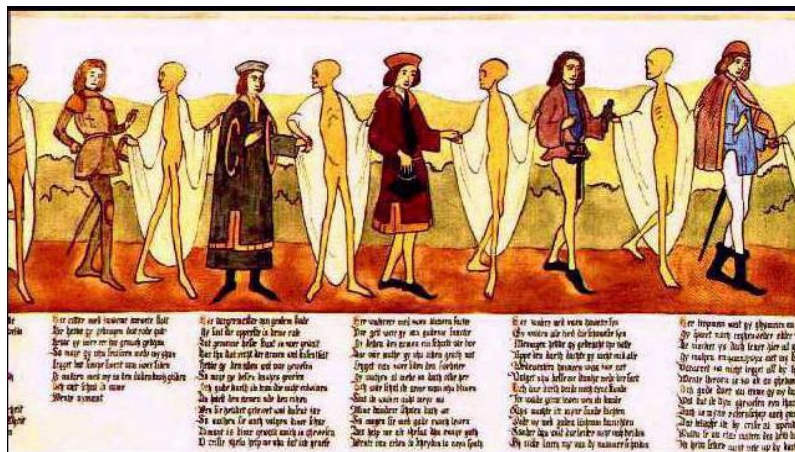
hunderts oft dramatisch zum Ausdruck. Aufgerufen wird zur Buße und Umkehr, damit man beim kommenden Gericht nach dem Tod bestehen kann.

Der Spruch gewann seine Verbreitung vor allem auch nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-48) im Barock. Bezogen auf dessen Lebensgefühl ist eine ausgeprägte Antithetik (Widersprüchlichkeit) das vorherrschende Grundprinzip: Diesseits und Jenseits; Spiel und Ernst; Schein und Sein; leidenschaftliche Sinneslust und Lebensgier im Appell des Carpe Diem (= ergreife, nutze, genieße den Tag) und die Todesnähe im Vanitas memento mori.

Totentanz

Das Motiv des Totentanzes beruht auf dem Volksglauben, wonach die Verstorbenen um Mitternacht aus ihren Gräbern kommen und tanzen. Dabei sollen einander Tote und Lebende getroffen und die Toten geäußert haben: „Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr!“

In größerer Zahl sind Totentanz-Bilderfolgen als Zeichnungen und Holzschnitte an Behäusern und Friedhöfen zu finden. Um 1360 entstand in Würzburg die erste deutschsprachige und 1375 die erste französische Ausgabe (Danse macabre). Totentänze zeigen Bilder eines Reigens, Menschen jeden Standes und Alters tanzen mit Toten, die als Skelette dargestellt sind.



Ars moriendi - heute?

Die „Kunst des Sterbens“ besteht heute nicht in irgendeiner speziellen asketischen Technik. Christliches Sterben wird vielmehr mitten im Leben eingeübt, nicht an den Rändern des Lebens, sondern gerade dort, wo wir am intensivsten leben: in der Liebe. Die Ars moriendi, die Kunst des Sterbens, ist eigentlich nichts anderes als die Ars vivendi, die Kunst des Lebens, und diese ist wesentlich Ars amandi, die Kunst des Liebens. Eine ars moriendi heute besteht in Folgendem:

Erstens bedeutet das Ernstnehmen der Sterblichkeit nicht Konzentration auf die Sterbestunde, sondern zunächst einmal intensive Gestaltung des Lebens. Und innerhalb dieses Lebens stehen als heilsentscheidende Gegensätze nicht Leib gegen Seele, Diesseits gegen Jenseits, sondern die Haltung des Nur-für-mich-Habenwollens gegen die Haltung des Liebend-Verschenken-wollens, ängstliches Festhalten gegen vertrauensvolles Loslassen. Von der Entscheidung zwischen diesen Gegensätzen hängt das Gelingen des Lebens ab - und eben darin wird auch das rechte Sterben vorbereitet, ja es wird darin eigentlich schon vollzogen.

Die zweite Konsequenz hängt eng damit zusammen: Weil Liebesfähigkeit Freiheit, Ich-stärke und Freude am Leben voraussetzt, gehört zur Vorbereitung auf die rechte Begegnung mit dem Tod sogar die Unterstützung dieser Tugenden: Freiheit, Ichstärke, Freude am Leben. Denn nicht die Verachtung des Lebens macht das Sterben leichter, sondern die Erfahrung erfüllten Lebens. Wer den Eindruck hat, sein Leben überhaupt noch nicht gelebt zu haben, wird sich schwierig aus der Hand geben können. Zu erfülltem Leben aber gehört vor allem die Erfahrung, geliebt zu haben. Lieben wiederum kann schlecht, wer sich selbst nicht mag, sondern viel eher, wer sich selbst so gefunden hat, dass er es wagen kann, sich wegzugeben. Deshalb ist auch die Stärkung der Identität ein Beitrag zu einer umfassenden Ars moriendi. Natürlich bedeutet das alles nicht, dass bei rechtzeitiger Einübung in die Liebe ein harmonisches Sterben am Lebensende garantiert wäre. Wir haben keine Sicherheit, dass den Glaubenden die Schmerzen und die Ohnmachtserfahrungen am Ende erspart bleiben. Auch Jesus starb, nach dem Zeugnis von Markus und Matthäus, mit dem Ruf der Gottverlassenheit und einem lauten Schrei. Es ist möglich, dass uns zum Schluss keine große Gebärde mehr gelingt, dass uns vielmehr das Leben aus der Hand genommen wird und dass wir nicht mehr Gestaltende, sondern nur noch Leidende sind. Aber wer gelernt hat, sich liebend loszulassen, darf hoffen, selbst das anders zu erfahren. Das Lukas-

evangelium überliefert als letztes Wort des sterbenden Jesus: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“. Selbst in diesem Schrei zu Gott kann noch ein letztes Sich-Loslassen in die Hände des Vaters liegen.

F.J. Nocke, *Katechetische Blätter* 133 (2008) 406-414.